

# Ein deutsches Gespräch

Autor(en): **Blei, Franz**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Schweizer Rundschau**

Band (Jahr): - **(1931)**

Heft 7

PDF erstellt am: **30.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-853390>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## Ein deutsches Gespräch

von Franz Blei

Die hier in Bruchstücken wiedergegebene nächtliche Unterhaltung fand zwischen dreien statt, und dem Umstand, daß sie dabei Wein tranken und nicht zu wenig, mag man wohl einiges an dem etwas regellosen Hin und Her des Gespräches zuschreiben, aber doch das Mehrere den traktierten Materien selber und den sie traktierenden Temperamenten. Immerhin gab es so was wie einen Faden, an dem man festhielt, nämlich die Frage: wozu lebt man? Im Ablauf der Stunden wurde, wie ich gestehe, dieser Faden dem Seile ähnlich, das bei stürmischer Fahrt über das Schiffsdeck gespannt wird, daran einen Halt zu haben. Die drei waren – und da auch vom Nationalismus gesprochen wurde, seien sie zuerst ihrer deutschen Stammeszugehörigkeit nach vorgestellt – ein Rheinländer, ein Bayer aus dem Seengebiet, ein Österreicher. Dem Alter nach – wichtig nicht nur für eine Zeit, die mit der Jugend eine Idolatrie treibt (wahrscheinlich weil sie das als die unwertigste aller bisher gekannten Jugenden am wenigsten verdient), sondern auch weil das Alter immerhin seine Eigentümlichkeiten hat, was das Ausgesagte betrifft – also dem Alter nach in der angeführten Reihe: 38, 28, 60. Katholisch alle drei, was anzuführen ist, weil es das unbekümmerte Aus-sich-heraus-treten, das fehlende Mißtrauen, den mangelnden Eigensinn und überhaupt die Largesse erklärt. Auch das Weintrinken natürlich. Einiger Fanatismus ließ sich nicht leugnen. Aber es gab ihn nicht im Besser-wissen-wollen, sondern innerhalb der Kategorien. Der vom Rhein ein Gelehrter von großem europäischen Ruf, aber menschlich damit im Wesen nicht definiert. Nicht nur aus dem Studium der römischen Antike und ihres Rechts hat er eine Vorliebe und mehr als das für die Genauigkeit und die klassische Definition. Ich bin geneigt, in seiner Kirchlichkeit nichts anderes zu sehen, als weil sie ihm Weiterführung und einzige Behauptung des antikischen Verhaltens und Wesens ist gegen alle anstürmende Romantik des nichts als Moralischen, in das der Mensch – und auch die Kirche – das Religiös-Bindende aufzulösen eine immer mehr zunehmende Schwäche zeigt. Seine Bildung geht weit über das Fachliche hinaus, und sein intensiver und extensiver Geist setzt ihn instand, auch in seiner Neigung abliegenden Gebieten

überaus Wertvolles zu erkennen und festzustellen. Sein heller Witz, ich meine Esprit, läßt ihn das Deutsche so klar schreiben, wie es das Lateinische ist. Die große, fast französische Lebhaftigkeit seines Geistes läßt es nicht dazu kommen, daß er unter der Gefährdung des Gelehrten, antiquarisch zu werden, leidet. Das Entfernteste bekommt für ihn Bedeutung nur dadurch, daß es auf Unmittelbares bezogen werden kann, wenn auch nur als ein gesetztes Licht. Er zeigt keine Spur jener gewissen deutschen Innerlichkeit, die sich in Musik, schaffend oder hörend, so etwas wie eine Metaphysik gibt. Er ist nicht dumpf, weil er nicht dumm sein kann. Er hat nie sozusagen geistiges Bauchkollern. Er denkt nie aus Gefühlen. Dabei ist er skeptisch nur so weit, als seine Skepsis auch die Skepsis einschließt. Er ist also Dogmatiker. Er hält die Dogmen für die vernünftigsten Denkformen in den Bereichen des Nicht-Denkbaren.

Was den Bayer betrifft: er ist mit siebzehn in den Krieg gezogen, körperlich heil davon gekommen und befindet sich wie sehr viele seines Alters in dem Fall, mit dem ersten, einzigen und so überaus eindrucksstarken Erlebnis des Krieges seelisch und geistig zurecht zu kommen. Er will nicht in dieses Erlebnis bloß mitgenommen worden sein. Dazu ist er zu groß, zu stark, zu gut aussehend. Man weiß, es gibt verpflichtende Physiognomien auch bei Männern, nicht nur wie es die Regel bei Frauen. Der Bayer sieht aus wie der junge Siegfried. Er hat das Malheur oder das Glück, nicht von einer absorbierenden beruflichen Tätigkeit davon abgedrängt zu werden, sich mit seinem Erlebnis des Krieges zu beschäftigen. Er ist nicht Kaufmann, der an seinen Kredit, nicht Kommiss, der an seine Lohnaufbesserung denken muß. Er ist auch nicht Bauer, der mit dem Wettergott und den Zöllen hadern muß. Sondern er beschäftigt sich mit Hölderlin. Ich bin nicht ganz sicher, ob er so weit Dichter ist, daß er sich mit dem Dichter Hölderlin beschäftigt. Ich meine nicht praktischer Dichter, aber doch so sehr ein musischer Mensch, daß er als solcher dem Dichter Hölderlin ein Pair ist. Ich bin geneigt anzunehmen, daß er sich mehr mit Hölderlin dem deutschen Patrioten beschäftigt, auf der Suche nach dem geistigen Rüstzeug für seine politische Gesinnung. Er ist nämlich Nationalsozialist mit großen Zweifeln an dem Hitler, geringeren an dem Goebbels und gar keinen an Ernst Jünger, Frontsoldat gleich ihm von großen Verdiensten, der in gänzlich unsentimentalen überaus prägnanten Aufsätzen, die von der Mathematik des Krieges oder von der Totalmobilisierung des Staates handeln, die Fragmente einer heroischen Weltanschauung gibt, soweit sie mit dem Verstande gegeben zu werden

verträgt, denn sie muß wie eben jede Weltanschauung wesentlich Gefühl bleiben, aus dem unmittelbar die Tat springt, wie der Pfeil vom gespannten Bogen fliegt. Was den Österreicher betrifft, war er ein Gnostiker von der Art Max Schelers, der einmal einem Orthodoxen auf dessen Frage, ob der Mensch unsterblich sei, die Antwort gab: « Gewiß ist er unsterblich, aber nit lang. » Bei großer Geselligkeit so einsam, wie nur Wissen und Freiheit ein Individuum machen können. Ein säkularisierter Kleriker etwa, der aber in keine Ersatzkirchen gegangen, ist er das, was man ein Individuum ineffabile nennt. « Weder eine Situation, noch ein Wort, noch eine Impression dient ihm bloß als Anlaß, sich in irgendeinen höheren Qualm zu steigern », wie der Rheinländer einmal von ihm sagte, wie auch dies: « Es wird ihm nichts begegnen, das er nicht durchschaut. »

Irgendein Anlaß ließ das Gespräch mit Hölderlin beginnen. Der Bayer sagte, die großen Gedichte aus der letzten Zeit seien Hymnen in freien Rhythmen. Der Österreicher meinte, abgeneigt dem Begriff « freier » Rhythmus, weil er ihm eine *contradictio in adjecto* erscheine, daß man da wohl einer Täuschung erliege, indem man über das von Hölderlin oft für eine spätere Einfügung Ausgelassene, das ihm im fortreißenden Ductus eben augenblicks und auch weil es unwichtig war, nicht eingefallen sei, – indem man über dieses Fehlende, als ob es nicht fehle, weglese und die Fragmente als ein wohlgefügtes Ganzes halte. Woraus sich dann die Meinung bilde, hier gaukle so was wie ein « freier » Rhythmus, während nur die zum wahrnehmbaren richtigen innern Rhythmus fehlenden Wortglieder nicht da seien. Der Rheinische stimmte dem zu. Der Bayer blieb dabei, hier fehle nichts. Was den Österreicher auf den Gedanken brachte, Jung-Siegfried sei an dem Geschlossenen und Vollendeten dieser letzten Kompositionen des Dichters eben wegen deren Dunkelheit im Ganzen deshalb so interessiert, weil sich daraus am besten das erlesen lasse, was ihm zu finden im Sinn liege: den prophetischen Seher, der den Nationalsozialismus voraussage. Der Österreicher sagte aber nichts derlei und die drei stellten, abkommend vom Rhythmus, ihre gemeinsame Auffassung fest, daß Hölderlin vielleicht im medizinischen Sinne, also auf ein Ideal von normal behaupteter Gesundheit hin angesehen, wohl das war, was seine mediokre Umgebung krank nannte. Aber gewiß nicht, was man irrsinnig nennt. Er war ja nie viel oder in einem wichtigeren Sinn das gewesen, was man einen Privatmann nennt. Sondern immer diese ekstatische Person, die ein Dichter von seinem Ausmaße eben

immer ist; es gibt da zwischen Jugend und Alter nur Unterschiede dem Grade, aber nicht der Art nach. Leicht glitt das Gespräch von Hölderlin auf das nationale Gut und den Nationalismus als einer Parteidoktrin, welche erklärt, die menschlichen Voraussetzungen zu bewahren und zu schützen als die Bedingung, daß die nationalen Güter als solche nicht nur nicht aussterben, sondern weiter erzeugt werden, – als das Summum Bonum, um dessentwillen eine Nation da ist. Damit das Gedicht bleibe und sich fortführe, müßten die volkhaften Sitten und Bräuche, Sprachformen und Glaubungen weiter erhalten bleiben, was aber nur möglich, wenn man die leiblichen Träger dieser Äußerungen nicht in Not zugrundegehen lasse. Wie es in Sowjetrußland mit den Bauern passiere, sagte der Bayer. Denn die Bauern seien in weit stärkerem Maße diese Träger als der andere nicht bodengebundene Volksteil, die Arbeiter. Zum Thema Sowjet sprach dann der Bayer mehr Temperamentvolles als Gescheutes, und die beiden andern hatten daher zu widersprechen keinen Anlaß. Zum Thema Bauern, das dann wieder auftauchte und über welche der gebildete Nationalsozialist lieber sprach als über die Arbeiter, zu denen sich schwierig was Nationales sagen läßt, meinte der Rheinländer, daß der maschinelle Betrieb der Landwirtschaft, der eine Notwendigkeit sei, wenn sich die Bauern überhaupt erhalten wollen, sehr bald aus dem Bauern einen ländlichen Proletarier mache, wie man das ja am amerikanischen Farmer sehe, der als entarteter Bauer nichts mehr sonst erzeuge als Weizen und seinen eigenen Stumpfsinn, der berühmt in der Welt sei. Der Österreicher meinte, ob man wirklich mit andern als so sentimental Begründungen, die nur von einer primitiv zu haltenden Landwirtschaft sich herleiten lassen, von der nationalen Produktivität der deutschen Bauernschaft sprechen könne, der von Luther und in den Bauernkriegen das Mark aus den Knochen geschlagen und diese Knochen selber im Dreißigjährigen Krieg so gründlich gebrochen wurden, daß nichts davon blieb als arme Hunde von Ackerknechten in Fron auf Krondomänen, dem Resultat des den Bauern in jenen Kriegen geraubten Grundbesitzes. Wäre im Dreißigjährigen Kriege noch eine deutsche Bauernschaft dagewesen, wie es sie zur Zeit des Thomas Münzer gab, der Boden des Deutschen Reiches wäre nicht das dreißigjährige Schlachtfeld geblieben.

Von den Bauern kam man auf die deutsche Landschaft zu sprechen und ihre überaus große Mannigfaltigkeit in Hoch- und Mittelgebirge, Ebene und Seenland, Wäldern und Heiden, Düne und Marsche,

Städten auf Bergkuppen wie im Schwäbischen, Städten an Flüssen wie allenthalben auf deutschem Gebiet, wo es befahrbare Ströme gibt, Burgstädten und Klosterstädten, altem Wohnsitz der deutschen Stämme und deutsches Kolonialland, und der sich daraus ergebenden großen Vielfalt der Formungen im figürlichen und physiognomischen Äußern nicht nur, sondern auch in all den Äußerungen von Sitte, Brauch und Sprache. Da wollte wohl so etwas wie eine Ahndung des Nationalen entstehen, aber als eines Vergangenen oder Verschwindenden, wie der Österreicher, eines nicht so ganz Verschwindbaren, wie der Rheinländer, eines nur für eine Zeitspanne Untergetauchten, Verborgnen und wieder zur Auferstehung zu Bringenden, wie es der Bayer meinte und erklärte, daß eine in die Schlafkrankheit gefallene Nation nicht darin sterbe, sei eben der wachsame Arzt einer politischen Partei da, die sich um den Patienten kümmere. Er war der Jüngste von den dreien, und wann anders als mit 28 kann man, muß man hoffen und wünschen? Denn es gehört diesem Alter zu, ein großes Herz zu haben, so erhabener Gefühle und so allgemeiner fähig, daß es auch die demagogische Rabulistik als ein notwendiges Übel hinnimmt. Man kann, weil es biologisch widersinnig wäre, das Leben nicht mit Enttäuschungen anfangen, die, wenn überhaupt wohin, so nur ans Ende eines Lebens gehören. Sondern nur mit Hoffnungen. Für das Kind in der Wiege ist die sich darüber beugende Mutter immer schön.

Das Gespräch verhaftete sich nun um die elementare Frage, was es denn eigentlich sei, das zur Bildung einer politischen Partei führe. Daß es das wirtschaftliche Moment nicht sei, darüber gäbe es ja keine Frage, wenn sich auch bedrohte Gewerbetreibende oder Hausbesitzer in Vereinigungen zusammentun und Vertreter ins Parlament schicken, um sich da um ihren bedrohten Profit zu wehren. Das seien nichts als Interessentengruppen, die das parlamentarische System der demokratischen Staatsform mißbrauchen, aber keine politischen Parteien. Damit das würde, wovon man als einer politischen Partei sprechen könne, müsse etwas da sein, was man eine Idee nenne, fähig, eine Ideologie auszubilden, also zu einem Verhalten des Einzelnen führen, der um dieser ihm wichtigeren Idee willen seine ihm durch das zeitlich beschränkte Leben aufgezwängten persönlichen Interessen dieser Idee unterordnet. Daß die politische Idee diese persönlichen Lebensinteressen nicht ignoriert oder gar ablehnt, daß sie also keine reine Idee ist, dieses ist das Spezifikum der politischen Ideen, soweit sie den Anspruch erheben, parteibildend zu sein. Es handelt sich ja nicht um Ideen im wissen-

schaftlichen Sinn, sondern um solche, die in der gelebten Situation der Menschheit latent sind, von den politischen Führern gesehen, erkannt und zur parteibildenden Virulenz entbunden werden. Sie müssen sozusagen in der Natur des Menschen liegen, zu der seit dem Sündenfall auch dieses Faktum gehört, daß ihm die gebratenen Tauben nicht in das Maul fliegen, sondern daß er im Schweiß usw. . . Die politische Idee, die der Mensch annimmt, muß also auch so was wie eine Hand haben, die ihm den Schweiß abwischt. Jedenfalls darf sie nicht erklären, sie besäße diese Hand nicht. Denn damit würde sie sich als « unmenschlich » aus der Möglichkeit ausschalten, eine politische Idee zu sein, tauglich Partei zu bilden. Genau so wie es den Interessentengruppen der puren leiblichen Not nicht gelingt, Partei zu sein. Denn da ist nur eine Hand; meist nur eine festhaltende, nehmende oder wehrende. Und gar keine Idee. Eine Räuberbande kann wohl stark wie ein Armeekorps, aber nie und nimmer eines sein.

Das aber war Wasser auf die bayrische Mühle, das ihr aber der Rheinische und der Österreicher gleich entzogen. Denn als der Bayer darauf hinwies, daß in der N.S.A.P. sowohl die Idee als die Hand da seien, wie das schon die Bezeichnung Nationalsozialismus ausdrücke, erklärte der Österreicher, daß die Partei gerade an dieser fehlerhaften Verbindung der zwei Begriffe wie an einem queren Knochen im Halse ersticken werde. Nationalsozialismus sei gekochtes Gefrorenes. Und der Rheinländer: was hat die Überführung der Produktionsmittel aus dem Einzelbesitz in den Gemeinbesitz, wie man den Sozialismus allgemein definieren müsse, mit dem Nationalen zu tun? Das Organisierte mit dem Organischen? Das Enge mit dem Weiten? Wirtschaft sei heute ein Übernationales, das jeder einzelnen wirtschaftenden Person, also jeder Person die Formen, wie sie wirtschaften muß, um sich zu behaupten, diktiert. Selbst ein Staatsgebilde wie der Sowjetrußland sei als ein geschlossener Handelsstaat nicht möglich, denn auch Sowjetrußland wird einmal mehr erzeugen als es verbrauchen kann und anderes brauchen, was es nicht erzeugen kann oder nicht besitzt, also zum Handelsverkehr gezwungen sein, wirtschaftlich also nie national, sondern immer nur international sein können als den Bedingungen des internationalen Warenverkehrs unterworfen. Der Österreicher sagte, der Sozialismus sei nicht die Hand der N.S.A.P., sondern ein zweiter Kopf und der sei bloß aufgesetzt und nicht gewachsen. Bestenfalls eine zufällige siamesische Zwillingengeburt, unlebensfähig und operabel interessiert.

Das mehr von Hölderlin durchwärmte als von Marx durchkältete, freundlich vom Weine durchduftete Gespräch überließ das Wirtschaftliche seinen fatalen Gesetzen. Man war natürlich einsichtig und fühlte menschlich genug, um zu verstehen, daß die vielen Millionen in einer leiblichen Not lebenden armen Teufel von Menschen ein größtes Interesse daran haben, daß diese ihre Not aufhöre oder sich doch mildere, weil sie eben im Gefängnis dieser Not lebend nichts sonst sehen als die umschließenden Mauern. Und eine Hoffnung haben müssen, daß sie in einer sozialistischen Wirtschaft um einiges besser leben würden als in einer privaten, die planlos produziere und planlos distribuere. Aber ob die Schnürsenkel von einer Gemeinschaft kommunistisch oder von einem Unternehmer kapitalistisch erzeugt werden, war den Weintrinkern hinsichtlich des letzten Grundes, für den man lebe, von geringer Wichtigkeit. Dem Sozialismus waren sie mit der Hoffnung verbunden, daß er den widerlichen, entgeisteten, viehischen Typ des Proleten in allen seinen Inkarnationen beseitige, als Lohnsklaven wie als Gewinnsklaven, als den venerierten Industriekapitän wie als den kontrolliersüchtigen Spekulanten, und die Zentrierung dieses Typs in das Weltbild, um welche Mittelfigur alles Wertige sich als ein bloßes Ornament arrangiert. Sie waren, es drastisch zu sagen, dafür, daß z. B. der «Filmkönig» Herr Lämmle in den Orkus, aus dem er hergekommen, verschwinde mit der Erlaubnis, einen kurzen Gestank zu hinterlassen.

Und das Gespräch begab sich auf die ergiebigere Weide der einzig konkreten Lebensformen, als welche die geistigen sind. Man opferte, als eine Voraussetzung zur Fortführung des Gespräches, die derzeitige N.S.A.P., weil sie eine aus vielerlei Herkunft konglomerierte Masse und so was wie eine Partei nur aus dem Parlamentarismus sei, nicht aus einer Idee. Wohnte ihr eine solche inne, dann hätten die gewählten Vertreter dieser Partei es z. B. nicht beim Exodus aus dem Reichsparlament bewenden lassen, sondern sie und nicht sie: sondern die Idee hätte sich sofort die Form eines Rumpfparlamentes gegeben, das nicht ein solches, sondern eben ein Kopfparlament gewesen wäre. Denn eine Idee ist immer revolutionär. Das ist das einzige, was man von der Idee weiß. Denn alles andere wird über sie bloß ausgesagt und steht darum im ewig Schwankenden der Meinungen und Beurteilungen und Dafürhaltungen der von der Idee negativ Betroffenen.

Die beiden andern ließen es dem Bayern, genau wie sie waren, nicht hingehen, als der sagte, das Nationale sei eine Idee. Der Rheinländer



überzeugte ihn, daß es Substanz für eine Idee sein könne, notabene für eine politische Idee. Es komme aber darauf an, diese Substanz zu bestimmen, damit man aus ihr diese Idee gewinnen könne. Das Nationale sei nicht schlechthin das nichts als Heimatliche in Geographie und ethnischem Charakter. Das besitze schließlich jeder Buschneger auch, und seine Vorliebe dafür wird man nicht ein Nationalgefühl nennen. Dieses entsteht nur bei einem Volke, das eine es selber beeindruckende und bildende Geschichte gelebt und erlitten hat und dem dieses Erleben als ein kultureller Besitz in jedem Augenblick seines Daseins bewußt ist. Dieses Bewußtsein erleidet Trübungen; es kann verstellt und verdrängt werden; es kann etwas sehr Wichtiges verlieren, nämlich seine Würde, wie es bei den Deutschen der Fall war so zwischen 1880 und 1914, in der Zeit, wo es in Deutschland den industriellen Aufschwung gab und es sich zum Schutze und zur Mehrung dieses Aufschwunges einen gefürchteten Militarismus hielt. Diese Jahrzehnte existierte in Deutschland nicht das, was man das Nationalgefühl nennt, und was die nationale Würde betraf, verließ man sich auf jenes grandiose Werkzeug. Was hörte man im August 1914 in Deutschland als die Gründe nennen, um deretwillen man Deutschland bekriege? Die Eifersucht und den Neid der Feinde auf die wirtschaftliche Blüte, nichts als das. Das gänzlich international, weil wirtschaftlich nicht nur denkende, sondern auch fühlende deutsche Volk sah nur die Konkurrenz und deren Neid. Es besaß kein Nationalgefühl, sondern ein Internationalgefühl, wenss so was gibt.

Der Bayer und der Österreicher stimmten dem durchaus zu. Der letzte meinte, daß man vom Kriege als dem Vater aller Dinge, wenn irgendwas so die Restaurierung dieses Nationalgefühles als einem für ein Volksganzes wichtiges Element des Lebens erwarten mußte, weit wichtiger als die politischen und wirtschaftlichen Revolutionsversuche, die ja auch deshalb Versuche geblieben sind, nicht weil sie an einem materiellen Widerstand scheiterten, sondern weil eben nur ein aufge-regtes Volk da war und keine Nation. Damit geben Sie also zu, sagte der Bayer, daß eine nationale Partei kommen mußte. Worauf der Österreicher meinte, daß sie wohl, aber eben so wie sie ist zur Welt kommen mußte, weil sie sich keine andere als diese unglücklichste Stunde der Geburt habe wählen können, und was zur Welt gekommen, sei ja auch danach; ein mit allen Ressentiments gezeichneter Krüppel mit einem den sozialistisch gerichteten Zeitumständen abgelogenen Buckel, gar nicht geneigt, weder Schuld noch Schulden auf sich zu nehmen, nicht

natürlich die unfeststellbare Schuld am Ausbruch des Krieges, sondern diese Schuld an sich selber, sich an nichts als internationalen Standarts gemessen habe und deshalb dazu verurteilt sei, auf internationalen Schlachtfeldern sein Blut zu vergießen. Wie fehl greifen doch alle diese Nationalisten in all dem, was Nationalgefühl ist, wie parodistisch ist doch das, was sie für nationale Würde vermeinen, wie dumm und unwissend sind alle ihre wissenschaftlichen oder künstlerischen Versuche, das nationale Deutsche zu grundieren und zu formulieren! Doch nicht alle Nationalisten! unterbrach der Rheinländer. Aber doch alle, welche die Partei bilden, die ihre Vertreter im Reichstag hat, entgegnete der Österreicher, worauf der Bayer, daß eine politische Idee sich gefallen lassen müsse sowohl von ihren Werbern wie bei ihren Geworbenen mißbraucht zu werden. Genau wie ein Kunstwerk, meinte der Österreicher, das keinerlei Mißbrauch Widerstand entgegensetzen könne. Kann sich die Venus von Milo gegen einen zur Wehr setzen, der vor ihr masturbiert? Der *Faust* gegen das Verfilmtwerden? Aber das Kunstwerk, die Idee muß da sein, damit auch der Mißbrauch passiere. Der Rheinländer stellte fest, daß man von einer vorhandenen Idee des Nationalen, also von einem Nationalismus, wohl sprechen könne. Und der Bayer nannte einige Namen als Vertreter dieser Idee, darunter Ernst Jünger. Dagegen der Österreicher: «Weiß die N.S.A.P. von ihm, will sie was von ihm wissen, kann sie, darf sie von ihm was wissen? Ich bezweifle das. Es war noch nie der Fall, daß in eine Partei eine sie konstituierende Idee erst nachträglich und sozusagen von außen her hineingetragen wurde. Und erst gar, wenn sie wie die N.S.A.P. gar keine Partei, sondern eine bei aller Fluidität ihrer differenten Bestandteile kompakte Masse mit all dem solcher Trägheit entsprechenden Widerstand gegen die Idee ist. Dazu sagte der Rheinische: «Es entscheidet ja nicht den Wert oder die Wichtigkeit einer politischen Idee, daß sie sich selber in einer großen Partei Masse gebe. Sondern daß sie sich im kritischen Moment nur irgendeiner parteimäßig organisierten Masse bediene, um ihr vorgesetztes Ziel zu erreichen. Die bolschewistische Idee war bei einer Minderzahl, die sich, weil sie Idee war, im gegebenen Moment der großen Mehrzahl der ihr näher als etwa die Kadettenpartei stehenden Menschewiki bemächtigte, um zu siegen. Die sieghafte Revolution hat meist andere Führer, als jene, die sie Jahrzehnte zuvor gedacht und organisiert haben, oder sie hat sie, wie der Fall Trotzki zeigt, nicht für lange Zeit. Ich könnte mir denken, daß die von einem Goebbels einexerzierten Truppen von Jünger als General zum Sieg

geführt würden, der den Goebbels nur an dem ihm zukommenden Platz eines vom Gesamtplane nichts ahnenden Feldwebels fände, wenn überhaupt innerhalb der Kadres. Dann bliebe, meinte der Österreicher, nichts anderes als bemerkenswert übrig als das nationalistische Ferment Jünger, der sich ja in seinen Anhängern die letzten Mythologen der deutschen Nation heranzuziehen scheine, – und er lächelte dem dunkler blickenden Bayern zu, denn früher im Gespräch war von diesem viel Wissen über die urisländischen Rechtsbräuche gesagt worden, mit denen und andern in der germanischen Urzeit liegenden Dingen er sich beschäftigte, sich gewissermaßen an die Quelle des deutschen Wesens legte, um sein in den Zeitläufen unruhig und unberuhigbar schlagendes Herz in einen guten Takt zu bringen.

Und da war es, wo der Rheinländer fragte, ob Jünger wohl der deutsche Maurras werden könnte. Er wußte was er fragte, denn er kannte Maurras und dessen Kreis um die Action Française genau. Der Bayer horchte auf, als der Österreicher solche Möglichkeit zugab. Vorausgesetzt, Jünger hätte noch viel mehr von dem Mystagogen, als er bis jetzt habe merken lassen und sei nicht bloß ein guter Schriftsteller. Der Bayer wurde über dem Wort Mystagog stutzig und fragte den Österreicher, wie er das meine. Der darauf: weil Jünger eine Weltanschauung habe. Das sei als ein halb-gedankliches Gebilde weder eine Philosophie noch eine Doktrin, sondern eine Mystik. Es gäbe kein anderes Wort dafür. Weder eine Philosophie noch eine Doktrin legt mir eine Verpflichtung auf, danach zu leben. Das tut nur das Mystische, das man eine Weltanschauung nennt, auch wenn man nicht ihr Eigner ist, sondern ihr nur anhängt; anders hat man nämlich gar keinen Spaß daran. Und da der Mystiker Jünger um Anhänger wirbt, ist er ein Mystagoge. Die Weltanschauung Jüngers ist heroisch. Er nimmt den Krieg als eine der wesentlichsten Institutionen des menschlichen Lebens als eines geschichtsbildenden, also wertigen Lebens. Vielleicht hat der Krieg solche Rettung in eine Ideologie nötig. Die gute Tat eines Mannes, der einen Ertrinkenden rettet, hat keine Ideologie nötig. Aber der Krieg mit allen seinen Verdrießlichkeiten, Widerwärtigkeiten, Abscheulichkeiten im einzelnen und im ganzen. Nur das sehen Sie im Krieg? fragte der Bayer und bekam einen noch röteren Kopf. Darauf der Österreicher: Ich kann mir nicht den Luxus leisten, und das wäre es, dieses andere darin zu sehen, an das Sie denken. Aus dem gleichen Grunde, weshalb ich mir auch die heroische Weltanschauung Jüngers nicht erlauben zu können glaube. Ich könnte sie nur denken.

Aber niemals teilen. Denn ich komme dafür, daß ich solcher Weltanschauung nachleben könnte, nicht mehr in Betracht. Ich bin sechzig Jahre alt, und man kann sich von mir als Krieger nichts versprechen. Nun ist aber die heroische Weltanschauung eine, die in die Gattung der riskanten gehört, wo es um Leben und Tod geht. Als sie bloß denkend, könnte ich es nicht verantworten, sie ändern zu predigen; ich kann ja selber kein Beispiel geben. Weltanschauung ist meiner Meinung nach ein ins Mystische aufgequirktes Gefühl, und das muß ein jeder für sich und aus sich selber erzeugen. Ich will damit nicht sagen, daß mich in einem eintretenden Moment nicht das Gefühl fortreißt. Zu einer Dummheit, gewiß! Das Gefühl liegt immer auf der Lauer, in ein verständig bezirktes Leben einzubrechen, es zu verwirren und ab und zu zum Tode zu bringen. Ich könnte dem wie jeder Mensch erliegen, aber ich könnte solches nicht predigen. Ich bin weder ein Zyniker noch ein Heiliger und hätte nur die Verführungskünste eines Verstandes zur Verfügung, den ich derart zu mißbrauchen nicht geneigt bin.

Vielleicht ist's auch das Österreichische, das bei Ihnen hier mitspricht, meinte, gewissermaßen entschuldigend, der Bayer. Darauf der andere: gewiß tut es das, aber anders als Sie meinen. Wir Angehörige der Monarchie befanden uns in der von Robert Musil ausgesprochenen Situation, daß wir uns nie als Österreicher-Ungarn ausgeben konnten, denn das war nur ein Staatsbegriff, aber kein Nationsbegriff. Wenn wir uns als Österreicher vorstellten, wußte man, daß darunter ein Deutscher aus Österreich, also ein Südostdeutscher zu verstehen war. Wir hatten aber als «Draußenstehende» einen besseren Blick für das neue deutsche Reich als die Gegründeten selber. Wir hatten nicht eine so frisch datierte Geschichte. Wenn wir Donau aufwärtsfahren, fahren wir durchs Nibelungenlied. Für uns war Friedrich II. der Zerstörer des alten Reiches. Und der erste deutsche Hohenzollernkaiser das, wofür er sich selber hielt: ein Charaktermajor, der Zivil trug, als er nach Nickolsburg dem österreichischen Kaiser in Wien den ersten Besuch machte. So sehr genierte er sich, dem Kaiser gegenüber als Kaiser aufzutreten. Was der Enkel gar nicht mehr tat. Der wollte nur mehr deutscher Kaiser sein, gar nicht mehr König von Preußen. Aber seine Geschichtserinnerung verlor sich wie die seiner Landsleute hinter dem großen Kurfürsten in ziemlich unbekannte Leute. Weil er sich weder die großen Kaiser der Salier, noch der Staufer arrogieren konnte. Patrioten wie Nichtpatrioten seien über diese zweitwilhelminische

Periode als einer des nationalen Verfalles eines Urteils, sagte der Rheinländer. Auch darüber kann man ja nicht zweifeln, daß der Krieg diese Periode nicht abgeschlossen habe, sondern daß sie sich auch in die Zeit nach dem Kriege fortsetze. Die Dutzende alberner Filmstücke, in denen meist jüdische Verfertiger sowohl den Alten Fritz wie den Patriotismus mißbrauchen, seien durchaus eine wilhelminische Erscheinung. Wie ich überhaupt viel mehr die Tendenz wahrnehme, diese wilhelminische Epoche des fehlenden Nationalgefühles zu restaurieren als dieses selber. Begreiflich, da diese Jahrzehnte die wirtschaftliche Prosperität bedeuteten, nach der sich ein verarmtes Volk zurücksehnt. Aber das alles ist als oft gesagt geläufig. Interessanter scheint mir zu überlegen, ob Jünger ein deutscher Maurras sein könnte. Dem Maurras kommt bei seiner nationalen Geschichtsphilosophie der glückliche Umstand zu nutz, von und zu einer einheitlichen Nation zu sprechen, der die großen Wahrzeichen ihrer Geschichte ein mehr oder minder vertrautes Gut sind, die großen Könige, die großen Dichter, die großen Heiligen, die großen Geschehnisse. Das entbehrt Jünger in einem landsmannschaftlich natürlich, historisch-politisch willkürlich geteiltem Volke wie dem deutschen, das sich nur mit dem Schwert eine überaus labile politische Einheit zu geben vermochte nach außen hin, nicht nach innen hin. Da gibt es Landesgrenzen und Hoheitsgrenzen, die durchaus nicht mit den Stammesgrenzen zusammenfallen, und daran hat die deutsche Republik nichts geändert. Es gibt keinen politisch-historischen Begriff des Deutschen, wie es einen solchen des Franzosen gibt. Darin liegen die Schwierigkeiten für eine deutsche Lehre, die Jünger aufstellen könnte. Er glaubt, mit dem irrationalen Fronterlebnis des Krieges darüber wegzukommen.<sup>1)</sup> Deshalb stellt er auch den Krieg in den Mittelpunkt seines Denkens. Er versucht das irrationale Erlebnis politisch brauchbar zu machen, indem er es für seine Mitkämpfer rationalisiert. Und was, fragte der Österreicher, wenn mit dieser Generation auch das Kriegs- als Vater-Erlebnis dahin ist? – Vielleicht ist dann eine Lehre gewonnen als ein Bleibendes und Weiterwirkendes, sagte der Rheinländer. – Die sich in einem andern Kriege beweisen müßte, meinte der Österreicher, weil sie auf nichts steht als auf dem Krieg als Erlebnis, also auf einem Gefühlsstand mit politisch-zweckhafter Garnierung von Fall zu Fall. Das ist nicht neu. Es kommt mir vor, als ob der gemeine Mann seit je

---

<sup>1)</sup> Vgl. Ernst Jünger, *Krieg und Krieger*, Aufsätze aus seinem Kreis, Verlag Junker & Dünnhaupt, Berlin 1931.

den Krieg so gemacht hätte, sowohl mit dem Erlebnis eines ungewöhnlichen irrationalen Gefühlsstandes und den etwas vagen rationalen Denkgängen über Zweck und Sinn gerade dieses Krieges. Es bleibt das Erlebnis, und was man rational-zweckhaft zum Anlaß und Ziele denkt, fällt ins gänzlich Gleichgültige der Deutungen und Meinungen.

In dieser Gegend des Gespräches tranken die Drei die sechste Flasche Wein aus und der Faden nahm etwas jene Dicke des über Deck gespannten Seiles an. Darüber verloren sich die Übergänge zu dem Gegenstand, der augenblicklich inmitten des Gespräches lag, nämlich die Frage nach dem glücklichsten Sinn des Lebens. Oder, da man selbst bei der Annahme, der einzelne lebe in einer geradezu idealen Gemeinschaft, immer bezweifeln müsse, daß sich das Einzelglück restlos mit dem Gemeinglück decke als in ihm verschwindend, so gefragt: wie lebt der Mensch das Maximum dessen, was er seine Lust zu leben nennt? Also so lebt, daß er am Ende seines Lebens mit unbedingter Zustimmung sagen kann: ich habe gelebt.

Dem Österreicher gefiel es, die Frage zuzuspitzen. Es war schon etwas spät in der Nacht. Er griff auf Hölderlins nicht vorhandenen Wahnsinn zurück und auf das Erleiden einer ihm mäßig feindlich gesinnten Umgebung, die ihn isolierte. Der Rheinländer erzählte dazu, wie es eine verbürgte Familientradition sei, daß ein im Hause jenes Herrn von Gontard lebender Bruder des Gatten den Hauslehrer Hölderlin mit dem Stock hinausgejagt hätte, als man die Briefe entdeckte, die der Dichter an Frau von Gontard geschrieben hatte. Der Österreicher kam auf den Mörder Kürten zu sprechen, dessen Prozeß gerade in diesen Tagen damit geendet wurde, daß der Mann wegen neunfachen Mordes – er gestand weit mehr – zum Tode verurteilt wurde. Sachverständige erklärten den Mann in einem Atem für zurechnungsfähig und ein Rätsel. Der Staatsanwalt sprach wie gewöhnlich als von einem Scheusal. Das Gericht befand sich dem Mörder gegenüber in der mißlichen Lage, an, was das Psychologische betrifft, überalterte Gesetze gebunden zu sein. Diesem Umstand hat der ex officio gestellte Verteidiger auch seinerseits nachgeholfen, daß er dem Mörder Kürten allerlei Redensarten einpaukte, die er vor Gericht aussagte. Wie seine ganz verbiesterte Jugend, sein soziales Ressentiment, wahrscheinlich auch, um ihn für die Pathologie und die Unzurechnungsfähigkeit fällig zu machen, die sexuellen Begleiterscheinungen seiner Mordakte, womit sie unter den Begriff des Sadismus fallen. Der Österreicher wollte nichts von dem allen gelten lassen, sondern nur dieses eine: daß der Mensch ein viel-

facher und ausdauernder Mörder ohne irgendein anderes ihm bewußt gewordenes Motiv war, um dessentwillen sonst gemordet wird: um einem, der sich wehrt, was wegzunehmen, um eine untreue Geliebte zu strafen, um des Vorteils einer Versicherungssumme wegen, um der sexuellen Lustempfindung wegen. Nichts von alledem. Dieser Kürten war ein Mörder wie es jedermann international ist, der sagt: den könnt ich umbringen. Nein, doch nicht so. Kürten war ein Artpourlantist des Mordens in jenem Sinn, in dem es die große Zahl der Menschen ist, die sich zu Morden in den Zeitungen und Filmstücken drängt, mit einer starken Lust daran und mit jenem andern Vergnügen: durch persönliche Feigheit unabhkömmlich zum Morden zu sein. Es müßte denn eintreffen, daß sie unter Todesdrohung dazu kommandiert werden. Wie im Kriege, dessen Ethos ja nicht unmittelbar aus ihm selber und den mit ihm verbundenen Abscheulichkeiten herauspringt, weshalb man es wie an den Ohren mit Hilfe einer heroischen Weltanschauung herausziehen muß. Aber der Krieg braucht eben eine, weil er durchaus nicht unmittelbar als gute Tat einleuchtet.

Als der Österreicher das ausführte, wurde der Bayer unruhig, denn er hatte den Krieg als Soldat mitgemacht und mißverstanden, dumpf, wie er mit seiner guten deutschen Jugend noch war, den Österreicher dahin, als ob der den Krieg, also sein Erlebnis, um das er rang, verächtlich hätte machen wollen. Der war aber weit davon. Und dachte gar nicht daran, die Kategorie des Kriegerischen in das ganz Gleichgültige des Einzelverhaltens aufzulösen, indem er die psychologische Haltung des einzelnen zum Kriege mit jener des einzelnen zum Morde und Mörder verglich. Als er aber fortfuhr: wie Hölderlin hat dieser Kürten..., da bekam der Bayer einen Anfall und tobte los, was dieser Mörder ein erbärmlicher Mensch sei, dem man, wie früher auf Island mit den frechen Verbrechern geschah, den Adlerschnitt hätte machen müssen und die bloßgelegten Rippen nach hinten biegen, und daß er jetzt frech sein solle usw. Was er sagte, betraf das Moralische, und der Österreicher war darin mit ihm ganz einverstanden, daß er keinen Anlaß habe, dem Mann innerhalb einer Gemeinschaft einen sittlichen, sondern immer nur einen unsittlichen Wert zu geben. Aber was das individuelle Glück betreffe, auf das es ja wohl dem Bayern auch allein ankomme, da er jeden sozialistisch organisierten Staat als einen schrecklichen Ameisenstaat mit Recht ablehne, – was das Schlußwort eines Einzellebens « ich habe gelebt » betreffe, könne es doch dieser Mörder unter dem Fallbeil ganz

mit Recht aussprechen, denn wie habe er gelebt, wenn wir von dem unsozialen Mittel des Mordens absehen? Mit größtem Aufwand von Energie im Maximum wählender Spannung einer Situation. Wie Hölderlin. Dieser Kürten war ein Mörder und ein Bürger, der mit seiner nichtsahnenden Gattin des Sonntags spazieren ging und dabei ein Spazierstöckchen schwang. Die Spannung lag nicht im Mord, nicht im Bürgerleben, sondern in der Situation, beides in seinem Leben zu vereinigen, aber so, daß der Mörder vom Bürger, der Bürger vom Mörder wußte. Er war auch nicht das, was die Psychiatrie einen Schizophrenen nennt; er ist weder eine innengekehrte, noch gespaltene, sondern eine einheitliche Person. Da ihn nicht das geringste auszeichnete, was ihn zum Unterbringen in eine medizinische Kategorie geeignet machte, mußten die Sachverständigen zu dem Schluß kommen: er sei ein Rätsel. Er war der allein Wissende und Bewahrende eines außerordentlichen Geheimnisses, von dem er wußte, daß es ihn in Stücke risse, wenn ein Dritter diese Lunte des Wissens an das Ekrasit dieses Geheimnisses legte. Das war höchste Spannung einer lebenslangen Situation, die nur mit der Feuerung aller Energien zu unterhalten war.

Leider verstand das junge gute Herz des Bayern, das die Voraussetzung für einen um die Fortbildung der Menschheit besorgten und alles für sie hoffenden und von ihr erwartenden Politikers ist, wenn sich nur seine politischen Bedingungen erfüllen, – er sagte es mit aller Offenheit, daß mit der Abschaffung der Voraussetzungen auch die Mörder nicht mehr sein werden, und war da, wie alle und jede Politik, fortschrittsgläubig wie nur ein Liberaler des 19. Jahrhunderts, – der Bayer verstand nicht, was der Österreicher meinte, und der mußte sich an dieser heiklen Stelle verabschieden, um die Untergrundbahn zu erreichen. Er tröstete sich mit der Hoffnung, daß der Rheinländer, den er und der ihn schon lange kannte, dem Bayern, den er zum erstenmal gesehen habe, schon erklären würde, daß sich der Österreicher auf die Brücke des Brama gestellt habe, als dem einzigen Orte der Übersicht und denkerischen Ordnung. Der Mörder ist in der Welt. Indem ich ihm den Kopf abhaue, bring ich ihn nicht aus der Welt hinaus. Nur aus einer gesetzlich und sittlich geregelten Gemeinschaft bring ich ihn in der Zufallsform dieses Kürten hinaus. Morgen steht ein anderer an dessen Stelle. Der Österreicher, so wird der Rheinländer dem etwas verstimmtten Bayern erklärt haben, sucht den Ort des Mörders in der menschlichen Welt, über die er wie über einen Globus die Meridiane und Rundkreise legt als ein



Netz, damit man einen Ort genau finde. Der Fall des Kürten war ihm als solcher eines gewissermaßen «freien» Mörders ganz besonders wertvoll für eine solche Begriffsbestimmung des Mörders aus dem Ganzen der Welt, das auch ihn enthält. Allerdings gilt seine Definition dieses Mörders nur, wenn man die andere hinnimmt, die ja heute im Ordinarsten breiteste Zustimmung finden könnte: daß der das Maximum gelebt hat, der mit dem Aufwand größter Energie in der höchsten Spannung der währenden Situation lebte. Ich halte diese Definition für falsch. Ohne eine richtige geben zu können. Aber ich glaube, der Österreicher wollte mit dieser Boutade nur eine Korrektur am immanenten Fehler alles Politischen anbringen. Oder auf eben diesen immanenten Fehler damit aufmerksam machen.